

bindung mit den Backenstücken, durch einen „Schlitz im Leder“, — eine höchst unsichere gewesen wäre.

Aus demselben Grunde glaube ich auch nicht, daß bei unserem Doppelgebiß von Klein-Wangen, obgleich auch dieser Gedanke nahe liegt, die Knebel in die Zügel eingeknüpft gewesen sind.

Die Knebel müssen den Zweck gehabt haben, entweder einen „Stirnschutz oder -schmuck“ mit dem Gebiß zu verbinden, was wenig wahrscheinlich ist, oder den, eine „Kinnkette“, welche ja bereits den Römern bekannt war, aufzunehmen.

Die „Lederzügel“ sind nach meiner Ansicht einfach in die Gebißringe eingeschnallt worden, wie dies heute noch geschieht.

Dieses Doppelgebiß, welches übrigens nach unseren Anschauungen ein wahres Marterinstrument für ein Pferd gewesen sein muß, hat nicht allein mein Interesse erweckt, sondern auch das vieler Fachleute, Reitverständiger und Handwerker, und würde ich sehr dankbar sein, wenn mir von berufener Seite weitere Aufklärung zuteil würde, da ich wohl annehmen darf, daß in Waffensammlungen sich gewiß Vergleichsmaterial aus älteren Kulturperioden, an dem es hier fehlt, vorfindet.

Förtsch.

Langobardische Gräber von dem Mühlberge bei Mechau, Kreis Osterburg.

(Hierzu Tafel V).

Von Herrn Pastor Kleinau-Mechau war ich benachrichtigt worden, daß auf dem „Mühlberge“ zwischen Mechau und Ritzleben, etwa 500 m nördlich der Straße von Salzwedel nach Binde, im Westen des Mühlgrabens („Flöt“), auf Gebiet des Kreises Osterburg, wiederholt Grabgefäße gefunden worden seien; der Wald sei abgetrieben und beabsichtige der Eigentümer, Gutsbesitzer Genthe in Mechau, wieder aufzuforsten; die Gelegenheit zu einer Grabung sei günstig.

Seitens des Herrn Zechlin-Salzwedel und Dr. Meyer-Arendsee wurde mir das Vorhandensein eines reichen Gräberfeldes bestätigt.

Am 14. April 1902 begab ich mich mit Pastor Kleinau, Gutsbesitzer Genthe und drei Arbeitern nach dem genannten Gelände, über das ich schon durch verschiedene Mitteilungen unterrichtet war. So hatte ich gehört, daß der Ort „unheimlich“ sei und daß unter dem

größten Hügel, dem „Windmühlenberge“, eine „goldene Wiege“ vergraben liege.

Als freiwillige Mitarbeiter gesellten sich vier „Steinsucher“, die in der Nähe einen „Steindamm“ bauten, zu uns und versicherten, daß nur auf der Südseite des Hügels, der sich etwa fünf Meter über das flache Gelände erhebt, und den höchsten Punkt einer halbkreisförmigen, im Nordwesten offenen, wallartigen Erhebung bildet, Grabgefäße zu finden seien. Ihre Angaben bestätigten sich vollständig; an dem Nordabhange wurde nichts gefunden (Tafel V, Figur 13, Skizze)

Betrachtet man von dem Windmühlenberge das Gelände, welches von dem wallartigen Hügelzuge fast umschlossen wird, so gewahrt man nach Westen zwei ehemalige Teiche, die jetzt verweht sind, und eine Anzahl abgeflachter, mäßiger Erhöhungen, welche sehr wohl kötenartigen Hütten als Grund gedient haben können.

Ich gewann die Überzeugung, daß wir eine ehemalige Dorfanlage vor uns hatten, unter dem Schutz des Hügelzuges und nahe dem wichtigsten Lebenselement, dem Wasser, günstig gelegen. Ein größerer Hügel im Norden hat vielleicht ein umfangreicheres Gebäude getragen.

Ich darf wohl gleich hier erwähnen, daß ein Nachgraben in diesen Hügeln den Beweis erbrachte, daß hier Menschen gewohnt hatten, indem Bruchstücke von einem rohen Gebrauchsgefäß und einer Schale zum Vorschein kamen. Die Schale erinnerte etwas an lausitzer Typus. Ein Arbeiter versicherte, daß vor Jahren aus einem der Hügel ein „großes Gebrauchsgefäß nebst 10—15 kleineren Gefäßen“ ausgegraben worden sei. Zu meinem Bedauern konnte ich nur drei dieser flachen Erhöhungen untersuchen, da die Aufforstung beginnen sollte; auch schien ein Teil bereits früher durchwühlt worden zu sein.

Der Pfarrer Kluge-Arneburg hat in dem 26. „Jahresbericht des Altmärkischen Vereins“ 1899, 151 unter IV: „Die Funde der römischen Kaiserzeit resp. der Völkerwanderungszeit, ein Gräberfeld vom Galgenberge bei Arneburg“, beschrieben und dabei hervorgehoben, daß er die Grabgefäße in einem dreireihigen Gürtel vorgefunden habe und daß er zwei Arten von Gefäßen hätte unterscheiden können; die tieferstehenden seien unverziert gewesen, während die darüberstehenden, die er für die jüngeren erklärt, mannigfaltige, zum Teil sehr kunstreiche und geschmackvolle Verzierungen aufgewiesen hätten. Nach ihm trugen sie die für die römische Zeit typische Form und waren ohne Deckel.

Ich fand auf dem Windmühlenberge zahlreiche Scherben verstreut, und es wurde mir sofort klar, daß es kaum möglich sein würde, fest-

zustellen, ob der Urnenfriedhof etwa so, wie es P. Kluge bei Arneburg angetroffen hatte, nach einem bestimmten System belegt worden wäre.

Immerhin war die Ausbeute noch eine große und vermochte ich in zwei Tagen über fünfzig Grabgefäße, von denen kaum eins dem anderen gleicht, zu bergen, wenn auch einzelne zerdrückt und durch Wurzeln der Kiefern arg beschädigt waren. Bei einigen hatten die feinen Wurzeln die Wände der Gefäße, wenn sie zur Aufnahme der Verzierungen durch aufgetragenen feinen Schlick verstärkt waren, durchbrochen und die Auflage abgelöst, was Hostmann „ableken“ nennt, und zwar in einer Weise, daß die Gefäße nicht wieder herzustellen waren.

Der Waldboden, der den Hügel bedeckte, war nur 10—15 cm mächtig, an einigen höheren Stellen fehlte er ganz, so daß es schien, als sei er abgetragen, dann folgte ein gelblicher Sand, unter dem ein schwarzroter mürber „Ortstein“ von einigen Centimeter Stärke stand, und dann ein hellgelber Sand, in welchem in einer Tiefe von 25—30 cm unter der Oberfläche die Grabgefäße zwischen mittelgroßen Feldsteinen beigesetzt waren. Deckel oder Deckelschalen fehlten, doch waren nicht selten Steine auf die Urnen, in einigen Fällen auch in die Urnen zum Bedecken der Brandreste gelegt.

Wie bei Arneburg, so kam es auch hier wiederholt vor, daß Gefäße übereinander standen, jedoch waren die unteren, welche zumeist Knochenreste von sehr jugendlichen Personen enthielten, in Form und Verzierungsweise nicht von den über ihnen stehenden verschieden, so daß ein Schluß, wie ihn P. Kluge ziehen durfte, hier nicht berechtigt wäre.

Der Form nach haben die Grabgefäße mehr den Charakter eines Napfes als den eines Topfes, sie sind durchweg einige Centimeter breiter als hoch, selbst diejenigen, welche mit Henkeln versehen sind. Die klassischen Formen, wie sie Hostmann in dem Gräberfeld bei Darzau beobachtet hat, sind hier nicht vertreten.

Der Brand ist noch ein unvollkommener, aber immerhin ein besserer als bei lausitzer oder latènezeitlichen Erzeugnissen. Grober Sand oder zerklopftes Gestein ist dem Ton nicht beigemischt.

Die Verzierungsweise der gelblichbraunen Urnen ist eine so mannigfache, daß es sich wohl verlohnen würde, den größten Teil im Bilde wiederzugeben; da dies jedoch wegen „Raummangels“ nicht zugänglich erscheint, muß ich mich mit einigen Beispielen begnügen (Figur 12, 14—17, 19 und 20). Nur wenige Gefäße sind vollkommen

glatt, einzelne tragen als einfachstes Ornament einen eingeritzten oder wulstigen Reifen unter dem Hals oder einen Kranz von stumpfen Eindrücken, wohl auch einige Knöpfe um den Bauch.

Der untere Teil ist zuweilen in Felder geteilt und durch Einstiche oder leichte Strichelung oder durch unruhige Einritzungen vermittelt eines Stiffes oder eines spatel- oder kammartigen Instruments ausgezeichnet; bei anderen sind schräg oder senkrecht laufende Kannelierungen in den Ton, solange er noch plastisch war, eingedrückt worden, wohl auch kreisrunde Stempel von ungleicher Größe. Neben einem staffel- und mäanderartigen Ornament kommen auffallend oft Verzierungen vor, welche die Form des „Schächerkreuzes“ wiedergeben, teils durch seichte Eindrücke erzeugt (Figur 12), teils durch ein „Rändrierrädchen“ (Figur 20), wie es Hostmann als „Werkzeug eines Töpfers“ gefunden hat. Eine Beschreibung dieses Instruments findet sich auf „S. 115 des Urnenfriedhofs zu Darzau“ und braucht hier nicht wiederholt zu werden, um so weniger, als auch Klopfleisch in der Einleitung zu den „Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen,“ S. 87, dieses Töpferrädchen abgebildet hat.

Eine größere, von mir auf dem Mühlberge aufgefundene Scherbe lehrte, daß der flache Knopf dieses Geräts auch zur Herstellung runder, mit gezahnten Rändern versehener Stempелеindrücke gedient hat.

Ganz eigenartigen Geschmack verraten zwei mittelgroße Gefäße, deren Unterteil zur Hälfte, beziehungsweise vollständig, mit zahlreichen, durch Fingernägel gebildeten Erhöhungen bedeckt ist. Obgleich eine Anordnung dieser unregelmäßig geformten Buckel in Reihen oder Gruppen kaum zu erkennen ist, der Töpfer vielmehr absichtlich der äußeren Gefäßwand ein wildes, igelartiges Aussehen gegeben hat, so ist doch der Eindruck durchaus kein übler (Figur 16).

In unserer an keramischen Erzeugnissen so reichen Sammlung sind nur eine gleichgezeichnete Scherbe harten Brandes und ohne grobe Beimischungen vom Advokatenwege zu Giebichenstein und ein einziges schalenartiges Gefäß des lausitzer Typus vorhanden, welche eine verwandte Verzierungsweise aufweisen; jedoch ist hier eine Anordnung in Reihen streng durchgeführt. In dem Museum für Völkerkunde zu Berlin fand ich den Mechauern ähnliche Gefäße aus Butzow, Kreis Westhavelland, und aus Kahrstedt, Kreis Salzwedel, ausgestellt.

Der Hals der Mechauer Gefäße ist zumeist kurz, bald oben sich verengend, bald mäßig erweiternd, fast stets glatt und nur in einzelnen Fällen durch eine seichte Kreislinie oder eine Kette von Einstichen oder Stempелеindrücken verziert. Eine wulstartige Auflage kommt nur

in zwei Fällen vor, häufiger dagegen sind Buckel, einzeln oder in Gruppen zu drei angeordnet. Bei den bereits erwähnten Gefäßen mit je einem Henkel sitzt derselbe an der Mündung an und endet unterhalb der breitesten Stelle des Bauches, wo noch drei Buckel bezw. Stempleindrücke den Abschluß bilden (Figur 19).

Ganz ähnliche Gefäße, — nur tragen die Henkel noch einen nach oben stehenden Zapfen, — finden sich in dem Berliner Museum aus Dahlhausen, Reg.-Bez. Potsdam, aus Föhrde und Garlitz, sowie aus Gräbern der Altmark.

Nur in vier Graburnen befanden sich „Beigaben“, die zum Teil auf dem Leichenbrande lagen: In einem glatten, etwas bauchigen Topfe eine kleine unverzierte Bronzefibel römischen Geschmacks mit langem Schuh; in einer mit seichten, nach unten verlaufenden Rillen verzierten Urne ein gekrümmtes Rasiermesser mit durchlochtem Handgriff nebst Schleifstein; ferner in einem mit Schächerkreuzen bezeichneten Gefäß ein gekrümmtes Rasiermesser nebst eisernem Heft-ring und in einer reichverzierten Schale eine „geschlossene“ kleine Fibel aus Eisen, ganz ähnlich der oben bezeichneten Bronzefibel (Figur 18).

Fast in sämtlichen Gefäßen lagen zwischen den Gebeinresten un-geformte größere und kleinere Brocken des bekannten „Urnenharzes“, welche den Eindruck erwecken, als ob sie dadurch gebildet wären, daß man eine heiße Harzmasse in kleinen Pausen in Wasser gegossen hatte, um sie brockenweise erstarren zu machen.

Ogleich über dieses „Harz“ schon mancherlei geschrieben worden ist, will ich doch hier angeben, was ein auf dem Gebiete der Harze wohlbewandeter Chemiker, der Dr. Lippert-Halle, mir nach einer Untersuchung mitgeteilt hat:

„Beim Abbrennen — das Harz brennt sehr gut — macht sich ein ganz schwacher Geruch bemerkbar; auch der zuletzt entwickelte weiße Dampf riecht nur wenig. Die zurückbleibende Asche löst sich in Salzsäure und enthält Kalksalze.

In konzentriertem Alkohol tritt nur schwache Lösung mit starker Gelbfärbung ein. Terpentinöl löst beim Erhitzen unter starker Braunfärbung, während der übrige Teil als eine braune Flocke darin schwimmt. Bei der Verseifung mit Kalilauge tritt eine starke Bräunung ein, — keine vollständige Verseifung wie bei den meisten Harzen, und bei Zusatz von Wasser tritt sogar Trübung ein. Aus diesen vorläufigen Untersuchungen geht hervor, daß man es jedenfalls mit einem reinen Harz nicht zu tun hat, vielleicht mit einer Mischung von Harz mit einem anderen Körper.“

Eine weitere Untersuchung soll noch näheren Aufschluß geben, der es uns vielleicht möglich macht, den Zweck dieser Beigabe zu ergründen.

Wir haben es bei Mechau ohne Zweifel mit der Siedelung eines seßhaften germanischen Stammes zu tun, dessen Kultur jünger ist als die latènezeitliche, zwar beeinflusst von der römischen, aber bezüglich der Keramik ihre eigenen Bahnen gehend. Ich scheue mich nicht, sie den Langobarden zuzuschreiben, von denen am Ende des 4. Jahrhunderts ein Teil die Niederelbe verließ und nach dem Osten auswanderte. Ein Teil der Bevölkerung wird trotz geleisteten Nachschubs in den alten Gauen geblieben und erst den slawischen Eindringlingen gewichen oder in ihnen aufgegangen sein.

In den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie etc.“ 1887, S. 298 wendet sich Virchow gegen die Ansicht Danneils (Altm. Jahresschrift I, S. 53), wonach anzunehmen wäre, daß der slawischen Invasion „keine seßhafte Bevölkerung in der Altmark, vorausgegangen sei.

Der Umfang des Mechauer Friedhofes und die zahlreichen Grabgefäße sprechen für Virchows Ansicht und weisen mit Sicherheit darauf hin, daß die kleine Siedelung am Fuße des Mühlberges lange Zeit bestanden hat.

Wenn C. Hartwich-Tangermünde in einem 1888 zu Tangermünde gehaltenen Vortrage es aussprach, daß „in Anbetracht der komplizierten Verhältnisse in der Altmark noch sehr viel getan werden müßte“, so können wir ihm nur beipflichten.

Förtsch.

Slawische Reihengräber von Gorsleben im Mansfelder Seekreise.

(Hierzu Tafel IV.)

Der Gutsbesitzer Paul Nette zu Gorsleben war beim Abtragen von Erde auf dem „Sperlingsberge“ zum Zwecke von Bodenregulierungen auf 40 bis 50 Skelettgräber gestoßen, welche in Reihen neben- und hintereinander lagen und eine bisher wenig bekannte Form zeigten.

Von ihm benachrichtigt, begab ich mich am 13. März 1902 nach dem Fundplatze, um die letzten drei erhaltenen Gräber bloßzulegen. Ein vorhandenes Erdprofil lehrte, daß unter etwa 30 cm mächtigem Humus ein zäher, rötlicher und unter diesem gelblicher Mergel lagerte;